

Der Alte von Sant' Agata

Stück von Stephan Georgi

Mit jenem Uebermaß an wichtigem Geruch, das die Eisenbahnen der frühen neunziger Jahre noch besaßen, fuhr der Zug in den Bahnhof von Piacenza ein, einer Station zwischen Parma und Piacenza inmitten des recht eintönigen lombardischen Flachlandes.

„Signore Boito! Signore Boito!“ rief ein als Rutscher gefellener ledibater Durche auf einen nervös um sich blickenden Fahrgast zu, riß den Koffer an sich und führte den Angewandten unter tausend Freudebetreibungen zum wartenden Wagen, vor dem zwei prachtvolle Pferde gespannt waren.

Das leichte Gefährt rollte durch die heiße Nachmittags-sonne die Sandstraße entlang. Wiesen und Weisfelder lagen auf beiden Seiten. Ein paar Bauernhäuser tauchten auf, dort eine Kaskade, eine Meierei, der große Krab der Pferde, kräftige Kinder auf der Weide... Endlich lief der Wagen durch eine Pappelallee und erreichte den herrschaftlich dieser blühenden Umgebung, ein Tusulum, dessen Gebäude und Park von tiefem Grasen und dichtem Gebüsch umfäumt, den Blicken der Außenwelt entzogen war: Sant' Agata.

Der Greis selbst kam dem Wagen entgegen. Unter dem breiten, dunklen Hut quoll eine weiße graue Locke auf das Ohr hernieder. Grau war auch der Bart, kernig-gütig der ruhige Blick der blauen Augen, und in den Mundwinkel noch immer der untersiegbare Spott. Der Alte reichete dem Aussteigenden den ungünstigsten Herzlichkeit die Hand. „Karrigo Boito, der Dichter! Sie kommen zur rechten Zeit. Im Stall gibt's ein Fohlen. Wollen Sie dabei sein?“ Boito zog ein lautes Gesicht. „Maestro, das Geschäft habe ich nicht erlernt. Lassen Sie mich warten, bis alles vorüber ist!“

Giuseppina, die rührige, umfichtige Frau des Alten von Sant' Agata, geleitete den Gast ins Haus. Boito wartete dann allein in dem Raum, an den das Arbeitszimmer grenzte. Einem Museum stolzester Erinnerung glich es mit seinen Reihen von Lorbeerkränzen und kostbaren Zeichnungen. Die goldenen Atlasmodelle in orientalischem Stil waren Geschenke Ismael Paschas für „Alba“, das Künstlerpaar aus Eisenstein und Diamanten hatte dem Maestro die Stadt Mailand überreicht; dort hing neben einer Theaterkarte zum unglaublichen Preise von 2000 Lire der silberne Kranz der „Dibello“-Premiere; hier die Trophäen von „Troubadour“, von „Wasenball“ und „Rigoletto“, von „Ernani“ und dem unvergesslichen „Rabucce“, der den ersten großen Ruhm gebracht hatte.

Boito war häufiger Gast von Sant' Agata, aber heute sah er zum erstenmal allein in diesem Sanatorium eines voll ausgeschöpften Lebens, und da war es, als ob diese erstarrte Vegetation einer ganzen Welt, an der auch er als Bibrettitist teilhatte, den Druck eines Hochgefühls aus, das ihm seine sanftige heftige Beweglichkeit nahm. „Einmal noch, Maestro; nur noch einmal!“

Als es bereits leicht zu dunkeln begann, saßen die beiden Freunde im Arbeitszimmer, in dem ruhmvoll und unerfänglich der prächtige Erard-Fügel stand. Es fiel Boito schwer, den Maestro auf ein Musikthema zu bringen. Ein wenig von Rossini und Donizetti wurde gesprochen, auch von Wagner, bei dessen Namensnennung der Alte jedesmal erst die Brauen zusammenzog. „Dieses Deutschen Werk lebt und wird leben; mein Werk hat gelebt.“

Mit tausend sprühenden Worten widersprach Boito. „Und wenn nun einer käme, Ihnen ein neues Liedbuch vorzulegen?“

„Boito! Reiten Sie der Teufel? Ich bin achtzig Jahre alt und lebe von den Zinsen vergangener Ruhmestage.“

„Und wenn...?“

Der Alte winkte entschieden ab. „Hundert Aber auf jedes Wenn!“

Boito zwinkerte mit den Augen, griff in die Tasche und legte ein umfangreiches Fest auf den Tisch. Auf dem Deckblatt war zu lesen: „Falsch“. Nach Shakespeare bearbeitet von Karrigo Boito.

Der Bibrettitist stand auf, trat zu dem Maestro und schrieb über dessen Schulter hinweg unter den Titel des Festes: „Römische Oper von Giuseppe Verdi.“

„Wahnsinn!“ brauste der auf. „Nein, nein, Boito, ich habe ausgehört, Musik zu machen.“

Aber der andere ließ nicht nach. „Es gibt bisher keine einzige römische Oper von Verdi. Und nun, Maestro, wird Ihnen die unwiederbringliche Gelegenheit geboten, die Welt

mit einer unermuteten, noch nicht dagewesenen Nobilität zu überraschen. Es ist...“

Verdi erhob sich, ganz langsam. Strich mit seinen langen, knöchernen Fingern die graue Locke zurück. „Nicht da gewesen. Noch keine römische Oper von Verdi“, schote er. Seine Mundwinkel zuckten. Er legte die Hände auf den Rücken und begann nach alter Gewohnheit im Zimmer auf und ab zu wandern. Boito häutete sich, ihn zu unterbrechen; er kannte den Alten und wußte, daß er zurückweisend bis zur Grobheit werden konnte.

Verdi blieb vor einem Bücherstapel stehen, besann sich, öffnete eine Truhe, kamte in alten, vergilbten Papieren und brachte ein blaues Heft hervor, das er mit kurzer Bewegung auf den Tisch warf.

„Einen Tag lang König, Römische Oper von Giuseppe Verdi.“ Ein darini. über Programmzettel der Scala kündigte die Premiere für den 4. September 1840 an. Boito vergaß den Mund zu schließen.

Verdi wanderte weiter. „Ich habe auch Ihnen gegenüber davon geschwiegen. Heute will niemand mehr etwas davon. Das ist über fünfzig Jahre her. Ad notam: Es gibt bereits eine römische Oper von Verdi; eine bittere, höchst unästhetische römische Oper. Boito, ich habe so manches im Leben überwunden; eine lumpige Jugend erscheint mir jetzt abgeklärt; Jahre hindurch habe ich damals die ungeruchst-brutale Lüge des Pfarrers von Roncole gefühlt, auch der Wall ist längst überwunden; ich habe gelernt zu lachen, wenn ich daran denke, daß der neunzehnjährige Verdi wegen musikalischer Unfähigkeit von der Leitung des Konservatoriums abgewiesen wurde, ich bin auch ohne konservatorische Doktrinen der geworden, der ich bin; ich habe so vieles vermunden — nur diese römische Oper nicht.“

Boito verfolgte maßlos verwundert die Wanderungen des Alten. Bei allem Mißgefühl, das sich ihm aufdrängte, konnte er eine geheime Freude nicht unterdrücken: Verdi, der stets so Zurückhaltende, Verschlossene, sprach, sprach sich seinem Freunde Boito gegenüber aus.

Verdi fuhr fort: „Merelli schickte mir damals — in den Jahren seiner ersten Ehe — das Textbuch mit der dringenden Aufforderung, die Oper, die bereits im Spielplan der Scala angefügt war, unbedingt in kürzester Zeit zu vollenden. Das Buch von Romani taugte nicht. Dennoch; ich arbeitete. Da erkrankte mein Knabe, Starb. Ich arbeitete. Ein paar Tage später erkrankte meine Tochter, Starb. Ich arbeitete. Wochen später trug man meine Frau hinaus. Ich arbeitete. „Einen Tag lang König!“ Der Alte trat dicht vor den Besucher hin und sah ihn mit glimmernden Augen wie einen Fremden an. „Derr! Gaben Sie schon einmal an drei frischen Gräbern eine römische Oper schreiben müssen?“ Kurz wandte er sich ab. Mit rauher Stimme: „Sie fiel durch Fiel in Mailand durch, in Neapel und auch in Venedig. Heute kennt keiner mehr — meine erste römische Oper.“

Nach langen Minuten erst unterbrach Verdi seinen schweigenden Gang und setzte sich wieder an den Tisch. Vor ihm lag noch immer das Textbuch des „Falsch“. Seine Hände zitterten, als er es zu sich heranzog; Schweiß und Bier lagen in seinen Augen. „Eine römische Oper! Noch eine! Es wäre etwas, die Niederlage von damals weht zu machen.“ Dann schlug er die erste Seite auf.

Boito stahl sich nach einer Weile leise davon. Er vermochte nicht, sich ins Bett zu legen, lief in seinem Zimmer umher, sah zum offenen Fenster hinaus in den Abend, den Grillen und Zikaden durchzuprepen. Wird sich der Achtzigjährige noch einmal auftraffen? Wird er sich vom Stoff des „Falsch“ fesseln lassen, ob der Alte von Sant' Agata sein graues Haupt noch einmal ins Rampenlicht stellt?

Ruhelose Stunden vergingen. Mitternacht war längst vorüber, als er sich aufsprang und zum Fenster stürzte. Klängen da nicht Akkorde in die Nacht hinaus? Aus dem offenen, noch immer beleuchteten Parterrefenster tönte ein leises, gleichmäßiges Tönen. Das Meironom! Boito wußte, daß der Maestro die Gewohnheit besaß, sich von dem antreibenden Rhythmus des Lohmessers inspirieren zu lassen. Verdi arbeitete!

Mit einer unbeschreiblichen, in wahre Tumulte ausartenen Begeisterung empfingen die Italiener am 9. Februar 1893 im Teatro della Scala in Mailand den „Falsch“, Verdis Schwanengesang.

Berlin läßt sich betrügen.

Kaufte im Pariser Modeschau. — Fällungen im Großen. — Geschäft, die auf menschliche Dummheit beruhen.

Von Otto Eich Gullitt.

Die Pariser Modeschau behaupten es schon lange, und deshalb gründeten sie auch vor zehn Jahren einen Schutzverband: „Das Ausland stiehlt uns unsere Schöpfungen.“ Leider war an dieser Klage etwas Wahres. Da unsere Frauen, besonders die Amerikanerinnen, sich noch immer nicht von dem Wahn freimachen können, alles was die Pariser Mode liefert, sei erstklassig und habe als maßgebend zu gelten, so wurden die Kleider, Mäntel und Hüte, die in den Schaufenstern der Rue de la Paix und der Place Vendôme ausgestellt waren, von geschickten Zeichnern kopiert. Die an Hand dieser Skizzen in Paris oder noch häufiger im Ausland angefertigten Kleider fanden als „Original Pariser Modelle“ gungläubige und urteillose Käuferinnen. Der Name Paris wirkte auf das Hirn mancher Frauen so hypnotisierend wie ein Schlangenaugen auf ein Meerschweinchen.

Wie nun der jüngste Pariser Modeschandale zeigt, haben die Fälscher noch andere Wege beschritten, um die Welt, die nun einmal betrogen sein will, hinteres Licht zu führen. In letzter Zeit liefen, besonders aus den Vereinigten Staaten, Klagen darüber ein, daß Kleider, Mäntel und Hüte, die mit dem eingetragenen Firmenzeichen bekannter Pariser Modeschau versehen waren, schlechtes Material und mangelhafte Verarbeitung aufwiesen. Verdachtsmomente zeigten auf eine bestimmte Spur, und die Pariser Polizei, die seit Jahren bestrebt ist, der einheimischen Modewelt die fast gefährdete Monopolstellung zu erhalten, stellte sofort Untersuchungen an. Ein gewandter Polizeinspektor sprach in der Rolle eines Handelsvertreters bei einer großen Seidenfabrik in Paris vor und gab an, im Auftrag eines ausländischen Modeschau-Firmenzeichens bekannter Pariser Schneider kaufen zu wollen. Der Fabrikant kroch auf dem Bein und legte dem falschen Vertreter Tücher von nachgeahmten Firmenzeichen zur Auswahl vor. Ebenso in einer zweiten Fabrik.

Die Polizei schritt nun sofort ein und konnte nicht weniger als 52 000 falsche Firmenzeichen, die in Geheimfächern aufbewahrt wurden, beschlagnahmen. Es stellte sich heraus, daß die eine Fabrik nur gegründet worden war, um diese Fälschungen anzufertigen, während ihr übriges Geschäftsbetrieb Beschäftigung war. Die andere Fabrik betrieb die Herstellung der falschen Firmenzeichen nebenbei. Als Abnehmer kamen nicht nur ausländische, sondern auch Pariser Schneider unbekannter Namens in Frage. Bei letzteren konnte die Polizei rund tausend mit falschen Zeichen versehene Mäntel und Kleider beschlagnahmen. Es handelte sich hier fast durchweg um minderwertige Ware, die nach Ansicht von Fachleuten im vorigen oder vorvorigen Jahr zurückgeschickt und von den Fälschern zu einem Spottpreis verkauft worden war. Nicht weniger als siebenzehn taum bekannte Pariser Modeschau-Fabrikanten dieser Vergehen wegen zur Verantwortung gezogen werden. Den Verlust, den die geschädigten Firmen durch die Fälschungen erlitten haben, berechnet die Pariser Schutzvereinigung auf ein bis zwei Milliarden Franken.

Es zeugt von einer gewissen Unverfrorenheit, wenn die Pariser eine derartige Zahl überhaupt zu nennen wagen. Das Pariser Modewerk verrät dadurch, welche Riesengewinne es einzustreichen gewohnt ist. Wenn etwa fünfzig Firmen, die hier in Frage kommen, innerhalb weniger Jahre Mindereinnahmen im Betrage von 160 bis 230 Millionen Mark verschmerzen können, ohne in ihrem Bestande ernstlich gefährdet zu sein, so wirkt diese Tatsache ein bezeichnendes Licht auf die phantastischen Summen, welche die Frauen in aller Welt dem bloßen Namen Paris zu opfern pflegen.

Es erscheint ganz natürlich, daß auch andere als die Pariser Modeschau an diesem Fiskus teilzunehmen wünschten. Wie die Untersuchungen feststellte haben, betrieb die eine Seidenfabrik, die in ganz Frankreich einen angesehenen Namen besaß und seit über einem halben Jahrhundert bestand, das Fälschergeschäft seit fünf Jahren. Jedes nachgeahmte Firmenzeichen trug einen Gewinn von acht bis zu fünfzehn Mark ein.

Leider wurde festgestellt, daß dieser schwindelhafte Handel außer in Paris selbst, in den Vereinigten Staaten, in Rom und Neapel auch in Wien und Berlin betrieben wird. Wir Deutsche haben zwar keine Veranlassung, die Pariser Modeschau um ihrer Verluste willen zu bedauern. Aber wir müssen es beklagen, doppelt beklagen in diesen Notzeiten, wenn der Name Paris auf deutsche Frauen noch derartig zu wirken vermag, daß Ramschwäre nur deshalb gekauft wird, weil sie ein Firmenzeichen aus der „Eichstadt“ trägt. Solchen Frauen kommt es also gar nicht darauf an, wie die Kleider, die Mäntel aussehen, die sie tragen. Wenn sie nur sagen können: „Ich habe mir ein Original Pariser Modell gekauft.“

Die Geistesarmut solcher Menschen ist kaum zu über-treffen. Man kann es den Fälschern nicht verdenken, wenn sie diese Mentalität auszunutzen versuchen.

Victoria und ihre Kurpfel.

Frau Victoria hat ein gutes Geschäft und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Denn die Kurpfel, die sie köpft, schmecken ausgezeichnet, und wenn sie die festgebundenen, knurrigen Bederbissen in den Weinstuben und Geurigen-schenken Wien selbst bietet, freuen sich nicht nur die stets schlederhaften Biederbärchen sondern auch die „alten Knaben“, für die nach des Dichters Wort der Koffon eine von den besten Gaben ist. Jüngst widerfuhr nun Frau Victoria ein kleines Mißgeschick: Als sie auf der Straße an einem Gerüst vorbeigehen wollte, das vor einem in der Ausbesserung befindlichen Hause stand, stolperte sie über einen Balken, der quer über dem Gehsteig lag. Sie stürzte der Länge nach zu Boden, und die schönen Kuppel rollten auf das Pflaster, in all den Fall und Schmutz hinein. Frau Victoria war recht erdost, als sie sich mit einer blutenden Nase und einigen blauen Flecken wieder aufrappelte. Sie hatte nichts Kluges zu tun, als den Eigentümer jenes Hauses, vor dem sie den Unfall erlitt, vor den Rabi zu schleppen. Die Sache ließ sich anfänglich auch ganz gut an. Frau Victoria erkannte nämlich in dem Richter einen ihrer treuen alten Kunden. Und sie versuchte denn auch nicht, ihn in der Verhandlung gebührend darauf hinzuweisen. Dann hatte sie vorsorglich eine Zeugin mitgebracht. Aber diese versagte leider kläglich, denn Frau Gisela bekannte, daß sie niemals den Bürgersteig benutze, sondern immer auf dem Fahrdamm gehe. Der Richter wunderte sich sehr. „Nein, nein!“ rief die Zeugin. „Ich gehe nie aufs Trottoir. Da Wante sich doch einer in einem Hause verstanden und sich plötzlich auf mich stürzen.“ Die Augen des Richters wurden immer runder: „Ja, ich begreife nicht...“ Aber dann kam die Aufklärung: „Wissen Sie, Herr Richter, ich gehe immer erst in der Nacht nach Hause. Jambohl. Ich bin nämlich die Toilettenfrau des Geurigen-sängers Trule...“ Die Alte war sehr entrüstet, als ihre weiteren Aussagen im ausbrechenden Getöse der untergingen. Frau Victoria hatte eben bei der Wahl dieser Zeugin keine glückliche Hand gehabt. Die Kurpfel pflegten ihr besser zu geraten. Rein Wunder, daß der Richter ihr trotz allem eine Entschädigung zubilligte.

Unschuldsvolle Gemüter

Fortsetzung von G. W. Meyer

Kraus ist auf Reisen. Läßt sich die Post nachschicken. Kommt in ein kleines Postamt. Fragt: „Etwas da für Kraus? Postlagernd.“

Der Beamte sucht. Nur mit der Ruhe. Freut sich endlich: „Ja.“

Dann hat er aber Bedenken: „Ich weiß ja gar nicht, ob Sie auch wirklich Herr Kraus sind.“

„Richtig!“ sagt Kraus. Bietet ein Bild aus der Tasche: „Sehen Sie sich das einmal an! Bin ich das?“

„Dank“, nickt der Schaltermann und reicht das blaue Bild zurück. „Ja, das sind Sie. Hier ist Ihr Brief.“

Der Kleine fröhlich kommt zum Arzt: „Ich hab Kopfschmerz!“

„Junge“, sagt der Arzt. „Du hast ja die Masern!“

„Fritz freut sich wie ein Schneeföckel. „Au sein, nun kann ich zuhause bleiben.“

„Wöllich bestimmt er sich. „Herr Doktor“, macht er einen Vorstoß zur Hüte. „Ich werde niemandem etwas davon sagen, daß ich die Masern habe.“

Der Arzt wundert sich: „Warum nicht?“

„Fritz antwortet mit einer Gegenfrage: „Geben Sie mir zwei Mark, wenn ich nichts sage, zur Schule gehe und die anderen Jungen anstecke?“

„Auguste“, fragt der Professor den neuen dienstbaren Geist. „haben Sie die beiden Briefe zur Post gebracht, die ich Ihnen vorhin gab?“

„Ja“, sagt Auguste voller Stolz. „Ich habe gemerkt, daß der Herr Professor sich geirrt hat. Auf den Auslandsbrief war eine Achspennigmarke geklebt und auf den Stadtbrief eine zu 25 Pfennigen.“

Der Herr Professor bekommt einen Schrecken: „O, wie unangenehm!“

Doch Auguste lächelt beruhigend und überlegen: „Ich habe alles wieder in Ordnung gebracht, Herr Professor. Ich habe einfach die Adressen auf den Briefumschlägen geändert.“

Boit schläft in seinem Hotelzimmer im dritten Stock. Wacht plötzlich auf. Horcht. Flucht. Kennt an den Gaus-fernsprecher.

Der Geschäftsführer meldet sich: „Bitte!“

Boit ist wütend. „Was ist das für eine Wirtschaft!“

Unter mir scheinen die Leute verrückt geworden zu sein. Nachen einen Krach, schreien, daß ich aufgewacht bin, nicht weiter schlafen kann. Sorgen Sie sofort für Ruhe!“

„Bedauere“, ist der Geschäftsführer die Liebenswürdigkeit selbst. „Ich kann aber nichts machen, denn die Feuerwehrlente, die den Großbrand unter Ihnen im zweiten Stock löschen sollen, unterleben nicht meinem Befehl.“

Der junge Dichter wachte über das Schicksal der von ihm eingereichten Werke Gewißheit haben: „Haben Ihnen die beiden Dramen gefallen?“

„Jungere Freund“, sagt der Theaterdirektor, „weder Schiller noch Goethe hätten diese beiden Dramen schreiben können.“

Der Dichter glüht vor Freude: „Wirklich! Ich zu liebenswürdig, daß Sie mir so etwas sagen. Zu schmeichelhaft.“

„Durchaus nicht“, winkt der Direktor ab. „Rachts Wahrheit. Oder hätten Schiller und Goethe ein Drama schreiben können, in dem Kino und Rundfunk vorkommen?“

Marcellina kommt aus ihrem Abzweyendorf herunter ins Tal. Beht zum Apotheker: „Hier zwei Rezepten! Eines für den Carlo, meinen Mann. Eines für unseren Esel.“

Der Apotheker mischt. Kommt mit zwei großen Flaschen an: „Hier.“

„Fragt Marcellina unschuldsvoll: „Haben Sie auch darauf geschrieben, für wen jede Flasche ist. Ob für den Esel oder für den Carlo. Ich möchte nicht, daß dem Esel geht, wo es auf die Frühjahrsarbeit zugeht, etwas passiert, wenn er die falsche Flasche bekommt.“

Fritz geht ins Gasthaus. Bestellt ein halbes Fuh. Ist. Verzieht das Gesicht. Ruft den Ober.

„Sagen Sie mal“, ist Fritz ganz freundlich, „solte Ihr Koch Müdigkeit des Tischgouverneins sein?“

Der Ober wundert sich: „Wieso, mein Herr?“

„Nun“, erklärt Fritz lächelnd, „weil der Mann so ein gutes Herz hat.“

„Ein gutes Herz!“ Der Ober weiß nicht recht, was er sagen soll. „Woher wissen Sie das, mein Herr?“

„Ja, der Mann hat doch mindestens sechs Jahre ge-gögert, bis er dem Fuh endlich den Hals abschmitt!“